

Kapitel 2

Ferne Träumereien – oder: der Enge der Heimat entfliehen

Wer sich den Gesetzen nicht fügen lernt, muß die Gegend verlassen, wo sie gelten.

Goethe, Wilhelm Meisters Wanderjahre, 2. Buch, 2. Kap.



I

Er war schon etwas über die Zeit, so dass Hedwig ihn stirnrunzelnd empfing, drohte doch das Essen langsam zu zerkochen, sagte aber nur: „Charlotte ist nicht wohl, sie hat sich etwas hingelegt.“ Carl war es nicht unrecht, dass die Tochter heute am Mahl nicht teilnahm, wäre doch die Stimmung mehr als frostig gewesen. Er sprach kurz das Tischgebet:

Aus der braunen Erde
wächst unser täglich Brot.
Für Sonne, Wind und Regen
danken wir Dir, oh Gott.
Was auch wächst in unserm Land,
alles kommt aus Deiner Hand.
Amen

Dann wandte er sich dem Essen zu. Hedwig hatte eine Suppe aus Gemüse und Kräutern aus dem eigenen Garten gekocht; sehr schmackhaft, fand der Bürgermeister und lobte die Speise ausdrücklich. Danach genehmigte er sich noch ein Glas mit Wasser verdünnten Silvaner, ehe er sich in seinem Arbeitszimmer zur Ruhe legte.

Da Hedwig für den Nachmittag den Besuch ihrer Schwester, die im Nachbarort verheiratet war, sowie einer Nachbarin erwartete, zog es der Bürgermeister nach

seinem Mittagsschlaf bald vor, das Haus zu verlassen. Zwei Frauen im Haus waren ihm schon genug! Er nahm wieder Stock, Hut und Rock und begab sich auf einen kleinen Rundgang durch den Ort und die Nachbarschaft. Die Füße trugen ihn fast von allein in Richtung des Hauses des Apothekers. ‚Hier also‘ dachte er und mochte sich gar nicht ausmalen, was das gewesen sein könnte. ‚Charlotte und dieser Quacksalber ...‘ Ob er wollte oder nicht – alle möglichen Gedanken und Bilder stürmten ihm durch den Kopf. Wenn er diesen Kerl nur erwischen würde ...

Er setzte sich auf einen Stein am Wegesrand und versenkte den Kopf in den Händen. Seine Autorität als Vater, ja als Bürgermeister stand auf dem Spiel! Er dachte zurück an die Zeit als er und Hedwig sich vermählten. Es war lange ausgemacht gewesen zwischen den Familien und sie beide hatten das als ihr selbstverständliches Los genommen. Es hatte zwischen ihnen zwar nicht das Feuer heftiger Leidenschaft gebrannt – es war eher eine langsame Annäherung, und der frühe Tod ihrer Kinder hatte sie im Leid vereint. Sie hatten sich im Lauf der Zeit gefunden und – das war ihm jetzt deutlicher noch bewusst – aneinander gewöhnt. Ja, jeder wusste vom anderen und Hedwig sicher besser als er, was der andere wohl in dieser oder jener Lage tun würde. Carl mochte gar nicht daran denken, dass Hedwig eines Tages vielleicht nicht mehr sein würde und er allein zurückbliebe.

Lange blieb er sitzen und sann vielleicht zum ersten Mal überhaupt darüber, ob sein Leben, abgesehen von der Spanierin, auch eine andere Wendung hätte nehmen können. Wenn er z.B. mit dem großen Kaiser ins Feld gezogen und vor dem schlimmen Feldzug im Osten seinen Abschied in Ehren genommen hätte ... Wäre er vielleicht in fernen Landen, vielleicht in Italien, ein Land von dem er als junger Mann geträumt hatte, geblieben? Aber sein Vater hatte bei der Aushebung dafür gesorgt, dass der Filius am Orte bleiben konnte, und dafür wohl auch ein hübsches Sümmchen bezahlt. Lange saß er in Gedanken versunken dort – wie gut, dass niemand vorbeikam und ihn dort erblickte. Was hätte er auf die Frage ‚Ist Ihnen nicht wohl, Herr Bürgermeister‘ denn antworten sollen?

II

Der Tag ging allmählich zur Neige, die Schatten der Bäume waren schon recht lang, als Carl zurückkehrte. Der Damenbesuch war inzwischen gegangen, und das Fräulein Tochter noch immer unpässlich. „Ich gehe zum Lindenwirt“, verkündete er nach dem abendlichen frugalen Mahl mit etwas Brot und Käse, „es gibt noch eine ganze Menge hinsichtlich der Wahl zu Johannis zu besprechen. Und“, er konnte es sich nicht verkneifen, „sprich mit Charlotte, dass sie diesen Arzneireisenden vergisst!“ Er hatte die Tür schon geöffnet, konnte aber sehr wohl noch hören, wie Hedwig ziemlich laut „du sturer Bock!“ vor sich hin zischte.

Beim Lindenwirt herrschte schon reger Betrieb. Aber sein Stammplatz war natürlich freigehalten. Er setzte sich und rief zu Käthchen: „Jetzt einen Krug vom Guten!“ Es dauerte nicht lang, da hatten sich einige Herren zu ihm gesellt, der Lehrer Christian Homburg, der Pfarrer Hochwürden Fresenius sowie der gräfliche

Förster Berthold Jäger. Zwei Plätze waren noch frei; der Apotheker und Jean Becker, der Vater des Bräutigams der Tochter, waren noch nicht erschienen. Man geriet ins Plaudern – bald schon flogen Namen über den Tisch, wer denn wohl als Mitglied des Gemeinderates in Frage käme. Aber einhellig war die Meinung nicht. Schlag einer den ... vor, so war dieser einem anderen zu liberal, gegen den ... wiederum, der über weitreichende geschäftliche Verbindungen verfügte, wurde seine mangelnde Glaubensgesinnung vorgebracht, der ... schließlich galt manchem als zu klerikal. So hatte man wohl schon eine gute Stunde verbracht, als endlich auch die beiden Erwarteten erschienen, die sich zunächst mit Feuereifer an der Debatte beteiligten. Plötzlich stimmte der Lehrer ihr gemeinsames Trinklied an:

In Lindenwirtes Kellerlein
Haben wir so manches Hellerlein
Verjubelt bei dem Wein, ja Wein

Einträchtig schmetterten der Schulmeister und der Herr Pfarrer die Melodie, obwohl sie doch seit einigen Wochen im Streite lagen. Hatte es der Schulmeister sehr zum Unmut des Geistlichen doch tatsächlich gewagt die Kinder – an Stelle erbaulicher Verse – einige Zeilen des schwärmerischen Friedrich Hölderlin aufsagen zu lassen. Aber beim Schoppen war dieses Scharmützel schnell vergessen.

Nach dreimaliger Wiederholung erlahmte nicht nur die Stimmgewalt sondern auch die Lust an der Kandidatenfrage, denn Neues wusste keiner beizutragen. „Nun“, so hob der Apotheker listig an, „soll nicht bald der Tag der Hochzeit Eurer Kinder sein?“ Sein Blick wanderte von Carl Hofmeister zu Jean Becker und zurück. Beide machten kein glückliches Gesicht. „Ach“, begann der Bauer, „mit den jungen Leuten von heute ist es nicht so einfach wie früher. Der Johann schafft zwar fleißig auf dem Hof – aber ab und an hat er so Gedanken im Kopf, die mich erschrecken. Er redet manchmal so unverständliches Zeug, rühmt die Freiheit in Amerika, die modernen Errungenschaften in England und Frankreich und beklagt die Rückständigkeit hier bei uns.“

Etwas ungläubig hörte der Bürgermeister zu – war er also gar nicht allein mit seiner Not? Aber woher hätte er davon auch wissen sollen, hatte er doch stets nur wenige Worte mit Johann Baptist gewechselt, im Übrigen aber alles mit dem Vater ausgemacht. „Und was soll nur aus unseren schönen Ländereien werden?“, sagte er mehr zu sich selbst. Laut aber äußerte er seinen Missmut über die heutige Jugend. „Das Wort der Väter gilt nichts mehr. Lieber Jean, auch ich habe meine Not mit dem Fräulein Tochter. Hätten wir damals alle unsere Grillen ausgelebt ... Ich mag gar nicht daran denken, wohin es mit uns, mit dem ganzen Ort, ja der ganzen Welt gekommen wäre.“

Der Lehrer hob die Hand: „Ja, ja, seit der Franzosenzeit sind die verrücktesten Ideen in Umlauf. Jeder meint, sein Glück allein zu finden. Da wird von Amerika geschwärmt, weil es dort keinen König gibt. Was für eine Ordnung mag da wohl

herrschen? Ich sehe es doch an meinen Eleven – sie schwärmen ohne Wissen von fernen Ländern, wo doch ihr Platz hier ist.“ „Ganz schrecklich“, warf der Förster ein, „ist diese Polentümelei. Vom Freiheitskampf des polnischen Volkes wird da bramabasiert! Und die flüchtigen Aufständischen werden hier verehrt wie Helden!“

„Das schon“, ließ sich der Bürgermeister vernehmen, „aber was ist mit dem Drang des griechischen Volkes nach einem eigenen Reich?“ Die Empörung der Runde war groß. Das könne man nun wahrhaft nicht vergleichen. Die Griechen seien immerhin die Väter der abendländischen Kultur und seit Jahrhunderten vom osmanischen Joch geknechtet. Griechenland müsse wieder Teil des christlichen Abendlandes werden. Aber Polen? „Nein“, meinte der Förster, „auch wenn die Polen katholischen Glaubens sind, so sind doch der protestantische Preuße wie auch der orthodoxe Russe, die in Polen herrschen, christlicher Gesinnung.“

Der Pfarrer hatte lange geschwiegen; jetzt erhob er sich, fast als wolle er zur Predigt ansetzen: „Keine Spitzfindigkeiten, meine Herren. Das Wort der Väter, es muss wieder gelten, der Glaube gefestigt werden. Die Zügel müssen künftig straffer gespannt werden.“ Dabei wandte er seinen Blick dem Schulmeister zu. „Zu lange haben wir die Gefahren der Libertinage unterschätzt; der französische Bazillus ist noch nicht ausgerottet. Wenn ich nur daran denke, dass nicht mehr die heilige Mutter Kirche die Ehe zwischen Mann und Frau begründen kann, überkommt mich der Furor!“ „Er hat gut reden, er hat ja auch keine Kinder, für die er sorgen muss“, brummte der Bürgermeister vor sich hin.

Der Apotheker runzelte die Stirn: „Hochwürden mögen verzeihen, aber: Meine Herren, die Welt schreitet voran. Sehen Sie nur die kürzlich erfolgte Eröffnung von Eisenbahnstrecken, z.B. zwischen Liverpool und Manchester in England, aber auch in Frankreich und in Nordamerika. Deutschland kann nicht im Herbst des Gestern verharren.“ „Ja, ja“, rief der Pfarrer, „aber die Sitte und der Anstand dürfen doch darunter nicht leiden!“

So lamentierten die Herren noch eine geraume Zeit über den Verfall der Moral, den Verlust der guten alten Zeit, was vor allem den Franzosen zu verdanken sei, aber auch über die Gefahren des Fortschritts. Doch die Zahl der Krüge verhinderte allmählich eine geordnete Unterhaltung und man ging über zu einigen derben Witzen. Immerhin ließ man so viel Anstand wahren, dass Käthchens Ohren nicht besudelt wurden. Schwankend und bester Laune verließen die Herren schließlich die Gaststube und machten sich, gegenseitig stützend, auf den Heimweg, wohl achtend, dass sie nicht über ein Hindernis stolpern würden.

III

Den nächsten Morgen litt der Bürgermeister noch unter den Schoppen, die er am Ende gar nicht mehr gezählt hatte. Er hatte seinen Nachdurst zunächst mit einigen Gläsern Wasser gestillt. Doch für den Kaffee, den Hedwig gebraut hatte, war er anschließend mehr als dankbar. Der Bürgermeister vermied es Hedwig

anzublicken, denn er ahnte ihren vorwurfsvollen Blick, der ihn nach jeder späten Heimkehr aus dem Wirtshause empfing. „Wusstest du schon“, lenkte er nicht ungeschickt ab, „dass der Johann Baptist von Amerika schwärmt?“ Dieser Schachzug war ihm wohl gelungen, denn Hedwig vergaß ihren ganzen Ärger über sein Trinkgelage. „Was?“, fragte sie wie vom Donner gerührt, „ausgerechnet der Junge, der doch seiner Heimat so fest verbunden scheint und sonst kaum ein Wort über die Lippen bringt?“ Der Bürgermeister nickte bedächtig: „Ja, das habe ich bisher auch geglaubt, aber stille Wasser ... Er hat sich in den Gedanken verrannt dort drüben könne man sein Glück machen!“

Die Mutter schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Ja und Charlotte? Willst du dann noch immer diese Heirat? Soll unser Kind in der Fremde unter Wilden leben und sterben? Sollen wir unsere Enkel nie sehen können? Das kann niemals gutgehen!“ Den Blick nach oben gewandt fügte sie hinzu: „Herr, nimm diesen Kelch von uns fort!“ „Beruhige dich, Frau. Ich will mit dem alten Becker reden. Wahrscheinlich ist das ja auch nur eine vorübergehende Grille. Der Junge wird schon noch Vernunft annehmen – von unserem Fräulein Tochter erwarte ich das natürlich auch!“ Hedwig ließ sich dadurch indes nicht völlig beruhigen. Sie schüttelte den Kopf und stöhnte ein ums andere Mal. Amerika – war denn die ganze Welt in Unordnung geraten? Gewiss, das Leben hier war nicht leicht; aber immerhin war seit mehr als einem Jahrzehnt Frieden im Land. Und dann die gefährliche Überfahrt und das unbekannte Land mit seinen Wilden ...

„Weißt du, Frau, ich gehe jetzt gleich zum Jean und werde mit ihm ein ernstes Wort reden.“ Hedwig nickte stumm; zu sehr war sie in ihre eigenen Gedanken vertieft. Damit verließ er das Haus und lenkte seine Schritte zum Becker-Hof. Es war ein trüber Vormittag, ein leichter Nieselregen hatte eingesetzt, so ganz der Gemütslage Carls entsprechend. Der junge Mann kam gerade aus dem Stall und grüßte den Bürgermeister ehrerbietig. „Wo ist denn dein Vater?“, fragte dieser. Johann Baptist wies in Richtung Wald: „Auf dem Feld am Waldrand dürfte er zu finden sein.“

Es war keine kleine Wegstrecke, die Carl zurücklegen musste, und er war schon ein wenig erhitzt, als er den alten Becker sah. „Gott zum Gruße, Jean“, rief er schon von weitem. Der Alte blickte auf und kam ihm entgegen, als er des Wanderers gewahr wurde. „Was führt dich zu mir zu so früher Stunde, Carl?“, wollte er wissen. Der Bürgermeister lächelte: „So früh nun auch wieder nicht, der Morgen begann nach den Schoppen von gestern doch heute etwas später! Hör zu, ich bin gekommen, um mit dir darüber zu reden, was du gestern über deinen Sohn gesprochen hast – ich denke da natürlich auch an Charlotte.“

Der Regen hatte inzwischen aufgehört. Jean Becker wies auf einen Baumstamm am Feldrain. „Setz dich lieber! Ja, es stimmt leider nur zu sehr; vor einigen Wochen habe ich ihn in die Stadt geschickt, um ein paar Schriftstücke meinem Advokaten zu übergeben – du weißt, die leidige Sache mit dem Erwerb des Klosterhofes. Danach war er wie ausgewechselt; er schwärmte von der ‚Neuen Welt‘, von den Weiten des Landes, von der Freiheit und noch mehr. So gesprächig ist er sonst nie; es musste ihm etwas Besonderes widerfahren sein!

Erst allmählich habe ich aus ihm herausgebracht, dass er im Wirtshaus auf einen Halunken gestoßen ist, der offensichtlich Siedler werben soll. Der muss ihm Amerika in so rosigen Farben geschildert haben, dass der Junge nun meint, es hier nicht aushalten zu können. Plötzlich ist ihm alles so ‚beengt und rückständig‘, es gebe keinen ‚frischen Geist‘, das Land sei ‚verwelkt‘ – es ist zum Verzweifeln. Noch redet er nur, aber ich fürchte, er wird eines Tages handeln. Und du weißt, der Zweitgeborene, Philipp, hat nicht das Zeug, den Hof zu führen! Manchmal wird mir bang, wie das nur weitergehen soll.“

Der Bürgermeister legte seine Hand auf des Freundes Arm: „Vielleicht hilft die Heirat. Wenn nur die Frau im Haus ist und die ersten Kinder die Stube bevölkern – da wird er schon wissen, was er in der Heimat hat. Wir sollten schon bald den Termin für die Vermählung unserer Kinder festlegen. Ich habe an Martini gedacht!“ Jean Becker nickte. „Du wirst Recht haben. Wenn der Johann erst für Frau und Kinder zu sorgen hat, wird er wohl keine dummen Gedanken mehr hegen. Allerdings – er weicht mir in jedem Gespräch aus, das sich um die Eheschließung dreht, findet Ausflüchte und will so recht keine Freude zeigen. Aber ich will ihn schon vor den Altar bringen.“ „Auch ich muss einige Kraft aufwenden, damit ich Charlotte an diesen Platz geleiten kann“, lächelte der Bürgermeister eher etwas gezwungen. „Aber gemeinsam werden wir das schon schaffen!“ Als die beiden voneinander schieden, zeigte sich jeder nach außen guten Mutes, im Innern aber nagten tiefe Zweifel ...

IV

Während die alten Herren in der Gaststube gesessen hatten, versammelten sich sechs junge Burschen hinter dem Stall auf dem Beckerschen Hof. Johann Baptist, der sonst so Schweigsame, führte das große Wort: „Ich sage euch, Amerika – das ist es! Da gibt es genug Land für jeden, wir müssen vor keinem Herrscher buckeln, dort können wir frei leben! Und Steuern, Reglements und andere Schikanen sind dort fremd!“ Die anderen sahen sich mit großen, fragenden Augen an; schließlich räusperte sich August, der Sohn des Lindenwirts: „Woher willst du das denn so genau wissen? Man hört doch schlimme Dinge von drüben!“

„Ja“, warf Johann Baptists Vetter Georg ein, „es gibt wilde Tiere und die Indianer schießen aus dem Hinterhalt mit Pfeilen, die du nicht hören kannst. Und wenn sie dich dann haben, dann ziehen sie dir die Kopfhaut ab oder schneiden dir irgendetwas ab, damit sie damit vor ihresgleichen angeben können.“ Alle schüttelten sich vor Grauen, ahnten sie doch, mit welcher Trophäe die Indianer wohl heimkehren würden. Verstohlen tasteten sie, ob noch alles am rechten Platz sei. Doch Johann Baptist schnitt ihnen das Wort ab. „Das sind doch Ammenmärchen. Hört zu, wie es mir zu Mainz ergangen ist.“

Die jungen Leute hingen jetzt an seinen Lippen. „Also, ihr wisst doch, dass ich für den Vater neulich in der Stadt war. Ich musste zu Advokat Bamberger in der Welschnonnengasse, um für Vater etwas abzugeben. Es war noch früh am Tag, so dass ich mich in ein nahegelegenes Wirtshaus setzte und einen Krug Helles bestellte. Ich hing so meinen Gedanken nach, dass ich nicht bemerkte, wie

jemand an meinen Tisch trat. ‚Guten Tag, lieber Freund‘, was bringt Euch in diese gastliche Stube?‘ Ich blickte verwundert auf und sah einen wohlgekleideten Herrn, der höflich fragte, ob er sich zu mir setzen dürfe. Es war zwar noch viel freier Platz im Wirtshaus, aber warum sollte ich ein Schwätzchen meiden.

‚Ihr seht mir nicht aus wie einer aus der Stadt‘, begann er. Ich nickte: ‚Da habt Ihr recht, ich bin aus ...‘ ‚Nun‘, fuhr er fort, ‚da seid Ihr gewiss Landmann – oder täusche ich mich?‘ Ich lachte, denn dass ich kein Edelmann oder Schreiberling bin, sieht man doch meinen Händen schon an. ‚Nun, wie steht es denn in Feld und Flur; gedeihet die Frucht gut?‘, wollte der Fremde wissen. Er merkte, dass ich misstrauisch wurde. Was ging ihn mein Acker an? Also beeilte er sich mir seinen Namen, Wilhelm Hexemer, zu nennen. ‚Ich bin Handelsmann‘, sagte er. ‚Ich handele eigentlich in Konfektionsware, gute englische Tuche, gelegentlich aber auch mit Früchten oder Honig.‘

Das beruhigte mich ein wenig; vielleicht könnte ich ja auch an ihn verkaufen, wenn er einen guten Preis zahlte.“ Hier unterbrach ihn Franz Richter, der Sohn des Dorfschmieds. „Jetzt sag doch endlich, was das mit Amerika zu tun hat und spanne uns nicht so auf die Folter!“ „Wo liegt denn überhaupt Amerika?“, fragte etwas schüchtern Friedrich Steinbergen. Der Erzähler erhob beschwichtigend die Hand. „Das werdet ihr gleich sehen; aber geduldet euch noch ein paar Minuten.“ Und er fuhr mit seiner Erzählung fort.

„Natürlich spreche ich vom Norden Amerikas, nicht von Brasilien, wohin es auch manche zieht. Also, ich sagte zu dem Mann: ‚Das Landleben ist nicht leicht, es gibt mehr schlechte als gute Jahre; da ist in vielen Häusern Schmalhans Küchenmeister. Aber der Boden gehört meiner Familie und daher sind wir auch unsere eigenen Herren.‘ ‚Na ja, bis der Steuereinnahmer kommt oder an der Grenze Zoll verlangt wird‘, warf der Handlungsreisende spöttisch ein. Recht hatte er ja, denn so frei wie wir gerne wären sind wir nicht. ‚Habt Ihr denn schon mal von Amerika gehört?‘, wollte der Kerl wissen. Natürlich hatte ich das, aber was wollte er von mir? Ihr könnt es euch sicher denken – er wollte mich für die Auswanderung in die Neue Welt ködern. ‚Ah, so einer seid Ihr‘, sagte ich ihm auf den Kopf zu, ‚da werdet Ihr kein Glück mit mir haben.‘

‚Beruhigt Euch, mein Herr (so hatte mich noch nie jemand genannt), ich will gar nichts – ich höre den Menschen nur zu. So mancher hat einen Vetter oder Bruder, der den Sprung über den Ozean gewagt hat. Ich bin stets neugierig und habe mir angehört, wie es denen dort ergangen ist. Ich mochte es kaum glauben, aber die Farmen – so nennen sie dort die Gehöfte – sind so groß wie wir uns das gar nicht vorstellen können. Und sie haben Vieh – nicht ein paar Schweine und Hühner wie hier; nein, das sind richtige Herden von Rindern! Und die werden auf großen Viehmärkten für gutes Geld verkauft. Da hat mancher schon sein Glück gemacht, ich sage es Euch. Außerdem kann, wer will, sich Sklaven – und‘ dabei senkte er seine Stimme, ‚hübsche Sklavinnen – kaufen.‘ Ich mochte ihm nicht glauben; das klang ja fast nach dem Paradies. Er bemerkte meinen Blick. ‚Ich erzähle nur, was ich von anderen gehört habe – vielleicht ist

manches etwas übertrieben; aber wenn es eines in Amerika zu geben scheint, dann ist es viel, viel Platz.'

Der Fremde blickte auf die Standuhr im Wirtshaus. ‚Herrje, ich habe so lange mit Euch gesprochen, dass ich schon verspätet bin, ein Geschäftsfreund wartet auf mich – seid mir nicht gram, dass ich Euch belästigt habe. Gehabt Euch wohl!‘ Mit diesen Worten nahm er seinen Hut, den er am Tresen hatte liegen lassen und eilte zur Tür hinaus. Ich saß recht ratlos da – was sollte ich von dem halten, was er mir gesagt hatte? War es so großartig jenseits des großen Meeres?“

V

Der junge Mann verschnaupte nach dieser langen Rede, wahrscheinlich der längsten in seinem ganzen Leben. Die anderen saßen schweigend um ihn herum, bis sein Vetter Georg das Wort ergriff. „Das Leben hier kennen wir; es ist schon nicht einfach, aber wir wissen, was uns erwarten kann – im Guten wie im Schlechten. Was aber ist in der Fremde? Wer sagt denn, dass auf uns eine sogenannte ‚Farm‘ wartet. Hier übernehmen wir das väterliche Erbe, dort müssen wir ganz neu beginnen.“ Die anderen nickten. „Außerdem“, warf Friedrich ein, „ich habe zwar vom Vater nicht so viel zu erwarten wie ihr; aber mir ist die Anna aus dem Nachbardorf versprochen. Und die ist schon ein rechtes Mädel. Ich kann sie doch nicht mitnehmen. Und – ich kann auch kein amerikanisch.“

„Da würde ich“, beruhigte ihn Franz, „mir wenig Sorgen machen. Es sind ja schon viele aus deutschen Landen dorthin gegangen. Mit meiner Sprache würde ich schon zurechtkommen!“ „Und mein Mädel?“ Friedrich machte ein besorgtes Gesicht. Franz lachte: „Wenn sie nicht will, nimmst du dir dort ein neues – warum nicht eine Indianerin?“ Das war denn doch zu viel für Friedrich und er verkündete mit großem Ernst, dass er hierbleiben wolle.

Das Fieber aber hatte die anderen jungen Männer schon ergriffen; nur schreckten sie vor dem Abenteuer (und der ungewissen Passage) zurück und dachten an den heimischen warmen Ofen und – an die zarten Hände jener Mädchen, die sie heimführen wollten. „Weißt du denn, wo man diesen Herrn Hexemer finden kann?“, fragte Georg. Johann Baptist schüttelte den Kopf. „Nein, aber wenn du dich in ein Wirtshaus setzt, wird er schon kommen. Denn ein Werber, dessen bin ich gewiss, ist er allemal.“ Bei sich überlegte ein jeder, welchen Vorwand es denn geben könne, um sich in die Stadt zu begeben. Aus reiner Neugier selbstverständlich!

So kam es, dass auf einmal Gänge in die Stadt in Mode kamen. Die Älteren dachten sich zunächst nichts dabei, spürten aber allmählich eine gewisse Unruhe, die sich unter den jungen Leuten ausbreitete, die sie sich aber nicht erklären konnten. Oft saßen die sechs jungen Männer abends beisammen – aber kein Wort drang nach außen. Selbst den Mädchen gegenüber, seien sie noch ein Schwarm oder auch schon fest versprochen, machten sie nicht die geringste Andeutung. Auch Friedrich, der ja von den Plänen wusste, bewahrte ihr Geheimnis.

Eines Abends erhob Georg das Wort; er hatte sich erboten die Antwort des Notars in der Stadt abzuholen. Denn Johann Baptist hatte sich den Fuß vertreten – so zumindest behauptete er, indem er mehr oder weniger gekonnt humpelte. Er könne keinesfalls diesen Gang antreten, er müsse seinen Fuß schonen, hatte er dem Vater verkündet. Welche Ironie, dass er tatsächlich zwei Tage später stürzte und sich nun mit geschwellenem Gelenk kaum bewegen konnte.

„Ihr wisst von Johann, dass es da diesen Herrn Hexemer gibt, der ihm von Amerika erzählt hat. Nun ich tat ganz arglos, als er sich auf ähnliche Weise wie zuvor bei Johann meinem Tische näherte. Nach den üblichen Worten zu Beginn kam er auf Amerika zu sprechen. Doch kaum hatte er begonnen, verstummte er auch wieder. ‚Agenten der Regierung‘, raunte er mir zu und zeigte mit den Augen auf zwei Männer, die gerade die Gaststube betraten. Laut aber sagte er: ‚Ei Vetter, wie steht es denn um meinen Oheim, kann er noch tüchtig schaffen?‘ Ich schaute erst etwas verwirrt, bis ich sein Spiel begriff. „O ja“, antwortete ich, ‚er hält Haus und Hof in Ordnung. Demnächst ist Hochzeit im Haus, denn deine Base wird sich vermählen.‘ So plauderten wir noch einige Zeit über eine Verwandtschaft, die nur in unseren Köpfen entstanden war. Die beiden Männer hatten sich in einer Ecke niedergelassen, blickten aber derart offensichtlich auf die Gäste, dass selbst der dümmste Übeltäter ihre wahre Berufung erkannt hätte.

‚Auf eine Stunde‘, flüsterte er. Laut aber sagte er: ‚Wie schön lieber Vetter, dass wir ein wenig plaudern konnten. Gruß an Oheim und Tante – Segenswünsche für Base Katharina!‘ Dann verließ er den Ort; nicht lange danach verschwanden auch die beiden Männer und ich wartete. Schließlich tauchte Hexemer wieder auf und setzte sich ohne Umstände an meinen Tisch. ‚Ihr seid also interessiert an Amerika?‘, fragte er. Ich nickte und er sprach fast verschwörerisch. ‚Ich kann Euch dorthin bringen.‘ ‚Wie das?‘ Das klang mir doch zu einfach. Er könne eine Passage von Bremerhaven aus organisieren. Von dem Ort hatte ich noch nie gehört; also war ich misstrauisch. Aber er beruhigte mich. ‚Das ist der Seehafen von Bremen, das Euch gewiss bekannt ist.‘ Das war es in der Tat; aber wie sollte ich hingelangen – und was wartete in Amerika auf mich? ‚Ich werde eine kleine Gruppe von Auswanderungswilligen zusammenstellen, die sich von hier auf den Weg macht. Ich selbst werde Euch in Bremerhaven erwarten. Das Schiff wird Euch nach Neu-York bringen, wo Ihr an Land geht. Dort warten schon helfende Hände auf Euch.‘

Ich sage euch; das klingt nicht schlecht – aber man muss den Preis für die Passage vorher entrichten. Dieser ist nicht gering, es heißt, dass für eine erwachsene Person um die 50 Dollar gebraucht werden. ‚Aber bedenkt, dass Ihr für den Weg zum Hafen, für die Zeit bis zur Abfahrt desselben und für den Treck in Amerika auch noch Geld braucht. Das werden zusammen schon einige hundert Kronenthaler sein.‘ Das machte mich mutlos, denn wie sollte ich so viel Geld zusammenbekommen. Das also habe ich herausgefunden.“ Die anderen bestürmten ihn mit Fragen. Was das denn für ein Schiff sei, wie lange die Passage wohl dauern werde, ob es in Amerika auch anständige Frauen gebe, und

noch vielerlei mehr. Aber der hohe Preis für das Abenteuer schwebte wie eine dunkle Wolke über der kleinen Gruppe.

VI

All die kühnen Träume – sie drohten auf einmal zu zerplatzen! Woher sollten sie so viel Geld hernehmen? Selbst wenn sie sich hier und dort auf dem Weg verdienen sollten, würde das nur ein Tropfen auf den heißen Stein sein. Doch Amerika ließ sich nicht aus ihren Köpfen verbannen. Nach Bremerhaven würden sie sich schon irgendwie durchschlagen – und auf der anderen Seite des Ozeans würde sich sicher auch manche Gelegenheit finden lassen. Wenn nur nicht der Preis für die Passage wäre. Zu ihren Vätern konnten sie nicht gehen, um sie um Geld zu bitten. Die Alten würden ihnen die Ohren lang ziehen – außerdem fand sich nur in wenigen Haushalten so viel bares Geld. In ihrer Verzweiflung dachten sie sogar daran, sich als Soldaten zu verdienen, in der Hoffnung wie einst die Kurhessischen nach Amerika gesandt zu werden. Aber das Soldatenleben mochte ihnen erst recht nicht behagen.

So sammelten sie jeden Verdienst, den sie sich erwarben, und verbargen ihn vor allen Augen. Ja, sie verdienten sich sogar zu Arbeiten im Forst, um ihre Ersparnisse zu mehren. Die Alten wunderten sich über den plötzlichen Fleiß der Jugend, die sich gar keinen Ausschweifungen – wie es noch in ihrer eigenen Jugend von Zeit zu Zeit üblich gewesen – hingab. Die jungen Mädchen klagten, dass niemand mehr zum Tanze komme sondern nur noch verbissen arbeite. Aber niemand vermochte den Grund für diesen Sinneswandel erkennen. Der Eifer der jungen Männer erlahmte indessen allmählich. Sie mussten erkennen, dass es unendlich lange dauerte auch nur einen Kronenthaler beiseite zu legen. Zudem war den meisten diese mönchische Askese auf die Dauer zu anstrengend. Nur Johann Baptist verfolgte sein Ziel beharrlich.

So befahl den alten Becker, oder genauer seine Gemahlin Bertha, ein gewisses Gefühl. „Mann“, sagte sie eines Abends zu ihm, „der Sohn will fort!“ Jean Becker blickte zunächst verständnislos, dann begriff er. „Wie kommst du auf diesen Gedanken?“ Sie lächelte. „Warum wohl scheffelt der Junge Geld, wo er nur kann? Glaubst du, dass er das in den Hof stecken will? Ich sage dir – sein Amerika-Traum treibt ihn um. Und er ist wohl nicht mehr allein.“

Jean Becker rieb sich nachdenklich seinen Bart. „Was sollen wir jetzt tun?“ Bertha lachte: „Bring ihn so schnell wie möglich ins Ehebett, solange es noch warm ist.“ Ihr Mann wiegte den Kopf. „Das ist kein leichtes Unterfangen, Frau; denn auch Charlotte ziert sich – und wir können die beiden ja nicht wie Rindvieh am Strick vor den Altar zerren. Das bedarf der klugen Vorbereitung.“ Bertha war ärgerlich: „Immer diese Ausflüchte; hätten unsere Eltern all unserem Eigensinn Raum gegeben, so säßen wir noch immer im elterlichen Hause. Glaubst du denn, dass ich nicht auch von fernen Prinzen geträumt habe? Aber es ist so geworden, wie es ist.“ Dabei schaute sie verstohlen auf die recht beachtliche Leibesfülle ihres Mannes.

Doch die Ereignisse der folgenden Tage drängten die Träume der Jugend ohnehin zunächst in den Hintergrund ...